

WERNER GANZONI

1892-1972

WERNER GANZONI

1892-1972

*Worte der Liebe und des Gedenkens
gesprochen an der Trauerfeier
Samstag, den 11. November 1972,
im Krematorium Winterthur*

LEBENSBIOD

Das irdische Leben von Werner Ganzoni entfaltet sich in der heilen bürgerlichen Welt des ausgehenden 19. Jahrhunderts, im elterlichen Haus an der Museumstraße in Winterthur. In diesem Haus verband sich der tüchtige Geist der kleinen Industriestadt mit der aufgeschlossenen, besonders für das Künstlerische empfänglichen Geistigkeit der Eltern zu der häuslichen Atmosphäre, die den heranwachsenden Menschen umfing. Ihn prägten die imponierende Gestalt des Vaters, des Fabrikanten, der eine Gummibandweberei betrieb, vor allem aber die warmempfindende, mit sensibelster Musikalität begabte Mutter. Ihr sollte der Sohn über die Grenzen ihres Lebens hinaus dankbar und innigst verbunden bleiben. Der vertraute Umgang mit den Geschwistern Moritz, Lili und Paul rundete das Familienleben und legte den Grund zur Fähigkeit der Freundschaft.

Seine geistigen Anlagen formte Werner Ganzoni in der Industrieschule, die er 1911 mit der Maturität abschloß. Breit angelegten Interessen gab diese Schule in manchem Bereich Nahrung und Anregung, und einzelne Lehrerpersönlichkeiten, denen sich Werner zeitlebens verpflichtet fühlte, ließen ihm ihre Fächer zu geistigen Disziplinen werden – so Ulrich Aeschlimann die Mathematik, Walther Hünerwadel die deutsche Literatur. So wurde denn die Berufswahl zu einem schwierigen Unterfangen. Akademische Studien lockten; aber auch der Beruf des Turnlehrers

reizte den sportbegeisterten jungen Turner. Da entschied das väterliche Wort für die Nachfolge im Familiengeschäft. Dieses Wort sollte schicksalhaft werden. Denn der werdende Geschäftsmann entwickelte den Willen und die Verantwortung, aus der äußeren Berufung eine innere zu machen. Doch ein innerstes Widersprechen blieb, oft quälend, oft fruchtbar. Und ein Leben lang kämpften in Werner Ganzoni die vom Schicksal vorgezeichnete Lebensaufgabe und das Bedürfnis, sich auf andere Weise zu verwirklichen, um den Vorrang.

Wir folgen zuerst dem Leitmotiv, dem Leben des Unternehmers. Die technische und kaufmännische Berufsausbildung holte sich Werner Ganzoni in Krefeld und Antwerpen. Vorzeitig allerdings mußte er sie abbrechen, als er 1914 zum aktiven Militärdienst einberufen wurde. Dann trat er 1918 ins väterliche Geschäft ein, dem er bis 1972, bis heute, in unermüdlicher Tätigkeit zu dienen bereit war. Dieser Dienst hat ihn immer wieder, in Nachkriegszeit und Wirtschaftskrise, im Zweiten Weltkrieg und neuer Nachkriegszeit, an die Grundfragen der materiellen Existenz herangeführt. Aber er erlebte solchen Zwang der äußeren Umstände auch als Ansporn, den Problemen wirklich bis auf den Grund und über die kaufmännischen und wirtschaftlichen Grenzen hinaus bis auf den Urgrund des Philosophischen, des Menschlichen nachzudenken. 1920 stellte ihn der frühe Tod des Vaters, den er als Erschütterung und als Befreiung zugleich erlebte, an die Spitze des Unternehmens. Er versah die Aufgabe in einer expansiven, schöpferischen, durch und durch eigenwilligen, nicht immer leicht zu ertragenden, zuletzt patriarchalischen Weise, immer darauf bedacht, nicht nur zu produzieren, sondern

auch zu schaffen. 1924 wurde die Zweigfirma in St-Louis gegründet, deren Leitung der Bruder Paul übernahm; 1928 dehnte sich der Betrieb nach Bruggen, St. Gallen, aus; und in diesem Zweig ging später der Winterthurer Betrieb auf, als die Grenzen wieder zurückgesteckt werden mußten. Als die Krise der dreißiger Jahre den Absatz bedrohte, suchte Werner Ganzoni durch die Gründung einer schweizerisch-ungarischen Gesellschaft dem schweizerischen Außenhandel auf Clearingbasis neue Tore zu öffnen. Von da an begleitete seine unternehmerische Aktivität unablässiges Nachdenken über handels- und währungspolitische Grundfragen, das seinen Niederschlag in gelegentlichen Publikationen, aber auch im Gespräch im Familien- und Freundeskreis fand. Und noch der 80jährige machte sich aus philosophischer Sicht sorgenvolle, oft recht unkonforme Gedanken über eine Weltwährungslage, in welcher er die Preisgabe echter Werte und das Vordringen spekulativen Gebahrens sich abzeichnen sah. Seinem Geschäft aber durfte er in einem Alter, in dem man sich üblicherweise in den Ruhestand begibt, noch einen entscheidenden Auftrieb geben. Die Entwicklung neuer Produktionsverfahren und das wissenschaftliche Gespräch mit der medizinischen Forschung entsprachen seinem schöpferischen Unternehmerstil. Er leitete eine äußere Beschränkung ein und erreichte damit neue, beglückende Produktivität. Sie hat ihren Ausdruck in der Errichtung eines neuen Fabrikgebäudes gefunden. Werner Ganzoni hat es noch bezogen, aber er hat es nicht mehr einweihen dürfen.

In einer Ansprache an die Gäste, die der Verstorbene noch für diesen Anlaß vorbereitet hat, steht der Satz:

«Es gibt in unserer Tätigkeit ... Parallelscheinungen, die es erlauben, daß wir den künstlerisch-geistigen und den praktisch-disziplinierten Einsatz in einer lebensmäßig erkennbaren, inneren Verwandtschaft ansprechen.»

Dies war u. a. als Dank gemeint für die Ciacona von Joh. Seb. Bach, die vorzutragen Peter Rybar die Absicht hatte – nun haben wir sie heute erklingen hören. Es ist aber mehr: nämlich das Bekenntnis zu einem für ihn lebensmäßigen Sachverhalt. Wir lesen weiter,

«daß die Risikofreudigkeit auch dem Wesen musischer Vollzüge innewohnt.» «Mit ihrem Wagnis», sagt er, «befruchten und erheitern sie das menschliche Dasein.»

Dieses Wagnis ist Werner Ganzoni ein Leben lang eingegangen. Es bildet den künstlerischen Kontrapunkt zum Leitmotiv der unternehmerischen Tätigkeit, und es wird zum reicheren Ausdruck des Menschlichen.

Zuerst und am meisten in der Musik. Schon der junge Mann musiziert im Sonatenzusammenspiel mit der Mutter, mit dem Bruder Paul. Er spielt Quartett mit Freunden und wirkt als Zuzüger im Stadtorchester. Reger, den die Mutter persönlich gekannt, Beethoven, dessen Violinkonzert er auswendig lernt, sind die geliebten Meister. Später muß er aktives Musizieren zurückstellen hinter andern Tätigkeiten; aber auch mittätiges Hören mit der Partitur, zuletzt sogar von der Schallplatte, ist ihm aktives Kunsterleben. Die späten Streichquartette Beethovens bilden das Studium seiner letzten Jahre.

Auch die Dichtung ist ins Wagnis einbezogen. Der Bogen spannt sich von ersten Gedichten des Gymnasiasten bis zu der reifen Lyrik des Siebzigers. Immer wiesen ihn, so sagte er selbst, die Antriebe vom Erlebten zu dessen Bewältigung. Und auch als Leser fühlte er sich vor allem zu jenen unter den Großen hingezogen, die ihm sein eigenes Wesen zu deuten vermochten. Zu Gerhard Hauptmann etwa – und immer wieder zu Goethe. Kein dichterisches Bild vermag besser auszudrücken, wie der Verstorbene sein Leben empfand und wie er es lebte, als dieses ihm teure Gedicht von Goethe:

Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Dies eben war das Wagnis des Künstlerischen, gleichgültig, ob er es dichtend, lesend oder hörend bestand: das Gepreßtsein. Jede Selbstaussage wurde so zur Erschütterung, zur vulkanischen Eruption. Die Welt, die er gestaltete, mußte erlitten und erstritten werden.

Es ist Werner Ganzoni nicht leicht gefallen, diese seine Form der Welterfahrung anzunehmen. Er lebte seine Spannungen nicht nur, er kannte sie auch. Da fügte es sein Schicksal, daß er an der Schwelle des Alters Ludwig Klages begegnete. Das Werk dieses Philosophen ist es wohl, das ihm das eigentliche Selbstverständnis eröffnete. Es brachte ihm das mütterliche Erbe, die Welt

seiner Bilder und Gefühle, zu tieferem Verständnis, es ließ ihn das Gesetz bejahen, nach dem er angetreten. Dem Werk von Ludwig Klages, seiner Aneignung und seiner Verbreitung, hat der Verstorbene einen ganzen Lebensabschnitt gewidmet. Aus der ihm kongenialen Lebensauffassung heraus hat er sein Alter gestaltet. Sie befreite ein Grundgefühl allem Seienden gegenüber, das ihn immer beseelt hatte und das nun immer reiner leuchtete: die Dankbarkeit.

Das Seiende, das Ewige – eine Brücke hinüber zu diesem Sein war für den Menschen Werner der Mensch. Über den Mitmenschen eignete er sich die Welt an. Gespräch, Austausch, Ausstrahlung und Rückstrahlung waren ihm innerstes Bedürfnis. Das Künstlerische erschloß sich ihm voll erst über das Medium des Künstlers. So zählte er Begegnungen mit Hermann Scherchen, Oskar Kromer und vielen anderen Musikern zu den prägenden Erlebnissen, und mit manchem bildenden Künstler oder Musiker unserer Stadt verbanden ihn tiefe freundschaftliche Gefühle. Aber Freundschaft war ihm immer gegenseitige Verpflichtung. Bald herrisch, bald liebevoll im Geben, war er erwartungsvoll und oft in echtem Sinne anspruchsvoll im Nehmen. Er zwang Familie, Freunde und Partner, ihren Mann zu stellen, zu wachsen, um ihm so gewachsen zu sein. Wen er einmal in seinem Wesen angenommen hatte, dem hielt er unverbrüchliche, lebenslange Treue; aber in der Intensität der Beziehung lösten die Partnerschaften sich ab, den Stufen seines inneren Werdens lebendig sich fügend. Und immer wieder reihten sich auch die Jungen an die wachsende Kette, von einem jung gebliebenen Herzen verständnisvoll aufgenommen. So schritt er denn

auch zweimal, seinem biologischen Gesetze folgend, zur Gründung einer Familie, und er durfte es als Frucht mannhafter Aufrichtigkeit erleben, daß sie beide in einem durchaus unkonventionellen, patriarchalischen Sinn zur Großfamilie zusammenwachsen.

Die Beziehung zum Menschen war beim Verstorbenen freilich eingebettet in ein höheres Daseinsgesetz. In der nicht gehaltenen Ansprache zur Fabrikeinweihung dankt er den Gästen für die seinem Anliegen gewidmete *Zeit*. Und er hält fest, die *Zeit* sei ein allerwichtigstes Element. Er versichert die Anwesenden – und wer fühlte sich hier unter uns nicht angesprochen –, daß alle dem Werk Verpflichteten den Einsatz ihrer *Zeit* mit voller Hingabe an die Sache leisten möchten. Werner Ganzoni wußte sich unter dem ehernen Gebot der *Zeit* stehen. Er nutzte die ihm zugemessene *Zeit*, und er ließ seinerseits dem Mitmenschen, auch der Familie, ihr angemessen Teil zukommen. Es war reich, aber doch bemessen, immer aufs Wesentliche beschränkt. Die Gnade zeitloser Augenblicke war selten, aber den Beschenkten unvergeßlich. Für die Kinder zählten die Bergtouren in den Sommerferien zu solch beglückenden Stunden: Streng geregelt war der Aufstieg; er führte meist über eine schwierige Route; Sprechen, Trinken, vom Weg Abschweifen waren verpönt: die Kinder sollten lernen, Widerstände zu überwinden. Die Gipfelsicht überwältigte den Vater völlig. Auf dem Abstieg dann überließ er sich ganz der Entspannung und gelöstem Gespräch.

Du danke Gott, wenn er dich preßt,
und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Nun ist auch die Vater Werner zubemessene Zeit abgelaufen. Er ist ihrer Erfüllung mit vollem Bewußtsein entgegengegangen; er fühlte, daß ihm 80 Jahre zugemessen sein würden, und erfüllte das achtzigste mit abschließender Verrichtung. Es war ihm noch beschieden, in Winterthur eine Zentenarfeier für Ludwig Klages durchzuführen, die neue Fabrik in Betrieb zu nehmen und die Leitung des Unternehmens dem dahin zurückgekehrten Sohn Werner zu übertragen. In sonnigen, gelösten Ferien mit seiner Gattin im Tessin ließ er die Gedanken zu den Ahnen zurückkehren. Eine allfällige Coda seines Lebens hätte das Wesentliche nach seiner eigenen Überzeugung nicht mehr erweitert. Auf den Straßen seiner Heimat Graubünden mußte er sein eigenes prophetisches Wort erfüllen:

Mensch, Du liebesgründig blutdurchpulstes Wesen!
Ach, vulkanisch brechend muß Dein Herz genesen.

ABDANKUNGSANSPRACHE

gehalten von Pfarrer Hans Vogel

In voller Reife steigst du zu Grabe,
wie Garben einkommen zu ihrer Zeit!

Hiob 4, 26

Sehr verehrte, leidtragende Angehörige,
Verehrte Trauerversammlung,

Als sich in den Morgenstunden des vergangenen Dienstags die Augen Ihres Gatten und Vaters für immer schlossen, da hatte sich sein Lebenswerk in der Weise erfüllt, daß es losgelöst von seiner irdischen Persönlichkeit für sich selber nun Bestand hat. Und wenn je im Tode nicht nur Verdunkelung, Verdüsterung und Schmerz ihren Platz haben, sondern auch ein Versöhnliches Raum finden darf, dann in diesem Sterben: Das uns so wohl vertraute Bild des Heimgerufenen ist uns jäh, schnell und wie im Sturm genommen worden. Und gerade das stürmisch Aufbrechende dieses Todes entsprach so ganz und gar der Weise seines gelebten Lebens, das bis zuletzt nichts anderes als immer wieder Aufbruch zu neuen Ufern und also Wagnis bis zuletzt geblieben ist.

Jetzt aber, wo dieses Leben in jenen geheimnisvollen Abstand gerückt ist, wo das Leben selbst zum Lebensbild geworden, fordert dieses mit gebieterischer Gewalt, daß wir es in seiner Eigenart und Einmaligkeit erkennen und festhalten zu dauerndem, innerem Besitz, der Er-innerung stets gegenwärtig und verfügbar. Und wie vermöchten wir das besser als im Licht und Spiegel

dieses Wortes: «In voller Reife steigst du zu Grabe, wie Garben einkommen zu ihrer Zeit!» (Hiob 4, 26) Die Worte Reife, Fülle und Erfüllung stellen sich in diesem Augenblick ungerufen und wie von selber ein. Eine Fülle des Daseins breitet sich aus, über der die Worte Conrad Ferdinand Meyers stehen: «Genug ist nicht genug!» Eine Fülle, die einen auf den ersten Blick sehr wohl auch verwirren könnte.

Aber alle Vielfalt wird auch wieder von einer Einheit umschlossen, die in drei Kreisen sichtbar wird.

In der Persönlichkeit des Heimgerufenen verband sich in seltener Weise, was sonst sich auf zwei Menschen verteilt: das tätige und das beschauliche Dasein, *vita contemplativa* und *vita activa*. Und es stand nicht nebeneinander, sondern hat sich wunderbar durchdrungen, so daß dem entschlossenen Handeln, der Energie der Tat, die schöpferische, plastische Schau vorangegangen ist, und daß umgekehrt, wo er dachte und meditierte, wo er dichtete und formte, auch das Täterische, das Kämpferische und Bekenntnishafte mit dabei war. Er stand dazu, auch wenn es gewohnter Weise nicht entsprach. Und er verlangte nicht nur Zuhören, sondern Zustimmung oder ebenso klare Ablehnung. Eindeutigkeit im Ja oder Nein waren selbstverständliche Erwartung, ja Forderung.

Und zum andern: Über aller Vielfalt stand immer wieder der Wille zu einer Gesamtschau. Ob er ein Kunstwerk in sich aufnahm – wobei er auch Neues, nie Gesehenes sofort in seiner Bedeutung erkannte und ihm großzügige Förderung angedeihen lassen konnte – oder ob er sein Geschäft weiter ausbaute, ob er der Kammermusik Beethovens mit wachem Kunstverstand

nachspürte, oder ob er über Dinge der Wirtschaft und des Handels nachdachte, ob er die Schönheit und Gewalt der Natur auf sich wirken ließ, oder ob er auf dem Weg der Philosophie dem Geheimnis des Menschen und der eigenen Persönlichkeit näher kommen, sich selber finden und verwirklichen wollte – immer war er dabei geleitet vom Willen zur Universalität. Uni-versum, das bedeutet ja: dem Einen zugewandt. Er rang immer um diese umfassende, auf das Eine hinbezogene Schau der Dinge. Sollten wir Uni-versum nicht auch persönlich übersetzen dürfen, das *dem Einen* Zugewandte? Er wußte jedenfalls um diesen Einen, der ihm zumal als Schöpfergott allezeit nahe war.

Und das Persönlichste und Menschlichste schließlich: In Aufzeichnungen aus seinem Leben findet sich jener Augenblick, wo er mit den Seinen auf einer Bergwanderung ins Weglose, in Dämmerung und hereinbrechende Nacht geriet, so daß der Entschluß zu einem nächtlichen Biwak an nicht ungefährdeter Stelle gefaßt werden mußte. Die Worte «Besorgnis» oder gar «Angst» finden sich dort kaum. Wohl aber atmete das Ganze Besorgtheit, Verantwortung, Väterlichkeit, Willen zu Schutz und Beschirmung, eine Väterlichkeit und Verantwortung für eine große Familie, wie sie in ihren Ursprüngen wohl romanisch-lateinischen Bezirken entspringt.

Gewiß, es gab in diesem Leben auch den Schatten, den Irrtum, wie er allem menschlichen Sein anhaftet. Aber größer als dieser ist die Einsicht und die Umkehr. Und man lebt nicht davon, Irrtum aufzudecken, noch davon, Irrtum zuzudecken. Sondern wir leben allesamt gleichermaßen von der Liebe der Vergebung und ihren heilenden Kräften, die tragen und zurechtbringen.

Haben wir zuviel gesagt? Haben wir gerühmt? Wir wollten das nicht. Wir wollten danken. Dank aber, wenn er echt ist, muß zuvor der Größe und Einmaligkeit der Gabe klar bewußt geworden sein. Und nun wollen wir denn auch jenem Dank eine Tür öffnen, der erst leise und zögernd, dann aber stärker und überwältigender zu sagen vermag: «Lobe den Herrn und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!»

Und nun ist die reife Garbe eingebracht worden. Das Bild, das die Bibel hier für den Tod braucht, hat nichts Schreckhaftes an sich. Eingebracht werden, das heißt doch, zu ihrer letzten, wahren Bestimmung, ans Ziel kommen. Ihr Gatte und Vater hat in seiner letzten Lebenszeit vom Tode, von seinem Tode gesprochen. Und er tat es gelöst, entspannt und verklärt, wie man von einem Geheimnis spricht, das man nahen fühlt. Es war in seinen Worten wohl etwas von diesem Einbringen einer reif gewordenen Garbe.

Liebe nächstverbundene Angehörige! An den blendend weißen Mauern eines engadinischen Patrizierhauses in La Punt stehen in lateinischer Sprache jene Worte, die ins Deutsche übertragen so lauten: «Wenn Christus gegenwärtig ist, dann sind des Todes Mauern dünn wie Spinnweben geworden.» Des Todes Mauern halten Sie jetzt umschlossen. Des Todes Mauern sind hoch und streng. Sie schließen ein und schließen aus. Sie machen uns wohl einsamer und wie beraubt. Aber der ist gegenwärtig, der uns den Tod zum Tor, zum geheimnisvollen Durchbruch in das Geheimnis eines andern Lebens gemacht hat. Gewiß, das ist eine Glaubensaussage, die sich auch in solcher Stunde niemandem aufnötigen läßt. Aber sie gibt die Möglichkeit, im Geschehenen

nichts Endgültiges, Allerletztes zu sehen, sondern ein Vorletztes, dem das große Geheimnis folgt.

Über unserem Heimgerufenen aber sagen wir jetzt mit seinen eigenen, schönen Worten jenes kurze Gedicht, über das er das Wort «Bitte» geschrieben hat:

«Wie du es der Saat geschenkt,
Daß zur Frucht sie ist entsprossen,
Hast das Schicksal du gelenkt
Und der Seele Grund erschlossen.

Aufgebrochner Äcker Segen
Gib zum Trank und jedem Bissen,
Daß mit Dank wir im Gewissen
Deiner Gnade Samen hegen.» – Amen.

DANK DER KLAGES-GESELLSCHAFT
von Prof. Dr. Ernst Frauchiger

Liebe Frau Heidi, verehrte Mittrauernde!

Vor einem halben Jahr bin ich erfreut und zuversichtlich nach Winterthur gekommen, um an der Zentenarfeier für Ludwig Klages mitzuwirken. Ich sage zuversichtlich, weil ich wußte, daß die Feier gelingen mußte, so nichts Unvorhergesehenes eintrat; war sie doch von unserem Obmann Werner Ganzoni umsichtig und liebevoll vorbereitet worden. Am Schluß der Tagung waren die Teilnehmer, aber auch unser Obmann, mit Recht über den Verlauf erfreut, und aus Genugtuung darüber haben wir uns die Hände gereicht. Es war der letzte Händedruck.

Im Jahre 1954 erhielt ich aus Winterthur ein Paket mit Begleitbrief. Es war das Manuskript über «Die neue Schau der Seele / Goethe – Nietzsche – Klages». Aus zweierlei Gründen war ich über diese Sendung beglückt: Einmal zeugte die Schrift, die seither in zweiter Auflage in Buchform erschienen ist, von einem tiefen Eindringen und großer Sachkenntnis, und andererseits wurde mir klar, daß ich in der Schweiz einen Mitkämpfer für Leben und Werk von Klages hatte. Etwas später haben wir uns dann in Marbach am Neckar, wohin das Klages-Archiv transferiert worden war, persönlich kennengelernt, und seither haben wir uns gemeinsam, immer das hohe Ziel vor Augen, für das Werk und für die Gründung einer Klages-Gesellschaft eingesetzt,

und wir haben uns, trotz allen Fährnissen, behauptet. So entstand über den Namen Klages eine Männerfreundschaft, die ich dem Wellenspiel von Meer und Fels vergleichen möchte. Oft war Werner die brausende Gischt und ich der Fels, gelegentlich war es auch umgekehrt.

Im Frühjahr 1970 haben wir die «Blätter des Gedenkens» begründet, und aus Winterthur haben wir schöne Beiträge erhalten: Paralipomena – eine Ergänzung zur «Neuen Schau der Seele» – einen Beitrag «Vom Mythos der Tonwelt zum Dasein des Delphins» und einen weiteren über lyrische Dichtung. Noch manches haben wir aus der Feder von Werner erwartet, und diesen Herbst, zur Feier seines 80. Geburtstages, wollten wir eine Festnummer gestalten – sie wird zu einer Abschieds- und Trauerschrift werden.

Bei der Zentenarfeier wurden wir vom MEI, der Totenklage des Japaners Fukushima, im Flötenspiel tief empfunden wiedergegeben von Peter-Lukas Graf, der heute wieder bei uns ist, im Innersten erschüttert. Mir scheint, daß der Komponist an die Grenzen der Seele gerührt hat, und als Arzt darf ich wohl beifügen, daß ich erfuhr, daß Fukushima an einer Depression erkrankt ist. Prof. Chidani, unser japanischer Klages-Freund, sagte nach dem MEI zu mir: «Hast Du bemerkt, daß wir die gleichen Töne an jenem Abend beim Shinto-Tempel über Nara während des Tempeltanzes zum Anrufen der Totenseelen vernommen haben?»

Auch Klages weist in seinem «Kosmogonischen Eros» eindringlich auf Ahnendienst und Totenkult hin. Um die Ahnenseele «vor Zerschwebung in den nächtlichen Schlünden des

Raumes» zu bewahren, werden «verehrende Inbrunst und gabe-
williger Opfersinn der leibhaft im Lichte Gegenwärtigen» ver-
langt.

Lieber Werner, in diesem Sinne werden wir Deiner gedenken.
Die irdischen Bande sind gerissen, aber neue müssen geknüpft
werden. Als Präsident der Klages-Gesellschaft bringe ich Dir
Dank und Gruß des Vorstandes und als Freund ein letztes Wort:
Deine weite Seele und Deine Geistgestalt bleiben mir unverges-
sen, aber Du wirst mir fehlen.